

Rezensionen

Ralf Stremmel:

Fotografie und Industrie.

Der „Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation“, 1854-1926

*Münster, Aschendorff Verlag 2017
(248 S., 263 Duoton-Fotografien,
ISBN 978-3-402-13213-5), 29,95 €*

Von der Uhrenfeder bis zur Kurbelwelle – erstmals wird die Bildgeschichte des „Bochumer Vereins“ in einem Fotobuch fundiert aufgearbeitet

Kurz und bündig „Métal“ nannte Germaine Krull ein Fotobuch, das sie im Jahr 1928 in der Pariser Librairie des arts décoratifs veröffentlichte. Als ein Buch ist es bereits deswegen bemerkenswert, da es in ungewöhnlicher äußerer Form daherkommt. Die 64 Tafeln finden sich nicht zwischen zwei Deckeln zusammengebunden, sondern sind als eine Sammlung loser Kartons angelegt. Wichtiger aber noch ist Krulls konzeptuelle Entscheidung, in all diesen Bildern genau einen Gegenstand fotografisch zu umkreisen: Metall in all seinen Spielarten wird hier zum exklusiven Objekt ihres künstlerischen Interesses. Mit einer solchen Faszination stand die Fotografin keineswegs allein, wie ein Seitenblick auf die gleichzeitig entstehenden Werke etwa von Albert Renger-Patzsch oder des Dokumentarfilmers Joris Ivens zeigt. Bei ihnen allen wird Metall zur visuell erfahrbaren Chiffre eines neuen Zeitalters. Lange schon ist das bildnerische Werk der Genannten als ein kanonischer Beitrag der künstlerischen Moderne durchgesetzt; und dies gerade auch, da sie mit ihrem Interesse für einen Werkstoff wie Metall neue Ikonografien erschlossen, die klassische Sujets der bildenden Kunst weit hinter sich ließen.

Weder Krull noch Renger-Patzsch oder Ivens werden die Namen von Hugo van Werden (1836-1911), Anton Mauch (1860-1942) oder von Ernst Topp (1881-1932) geläufig gewesen sein. Das haben sie mit der allgemeinen Foto-

geschichtsschreibung gemeinsam, denn auch hier dürften einzig einige Spezialisten wissen, dass die Genannten für viele Jahre, ja Jahrzehnte als Fotografen wichtiger Industrieunternehmen tätig gewesen sind: van Werden ein gutes halbes Jahrhundert lang für Krupp in Essen, die ein beziehungsweise zwei Generationen jüngerer Mauch und Topp wiederum in der Nachbarstadt für den „Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation“. Es mag dem (heute) ungleich geläufigeren Namen Krupp geschuldet sein, dass die Bildgeschichte dieses Unternehmens, in Büchern wie Ausstellungen, vergleichsweise gut aufgearbeitet worden ist. Zu nennen ist hierbei neben einer hervorragenden kollektiven Pionierarbeit aus den 1990er Jahren („Bilder von Krupp“, herausgegeben von Klaus Tenfelde) insbesondere der Katalog zur Jubiläumsausstellung aus dem Jahr 2011 („Krupp. Fotografien aus zwei Jahrhunderten“). Hierher gehört schließlich aber auch ein ausschließlich der Villa Hügel gewidmeter, von Tilmann Buddensieg herausgegebener Band sowie die „Kleine Reihe Villa Hügel“ mit bislang vier Bänden. Deren jüngster wurde von Stephen Pielhoff und Waltraud Murauer-Ziebach verfasst und ist ganz den Bediensteten der Villa Hügel gewidmet.

Hinter solcher Gründlichkeit stand die Kenntnis des „Bochumer Vereins“ bislang beträchtlich zurück – selbst wenn sich noch heute Jahr um Jahr das internationale Publikum der Ruhrtriennale beim Besuch der Jahrhunderthalle von der offenkundigen Größe und einstigen Bedeutung dieses Unternehmens überzeugen kann. Sieht man jedoch von der wichtigen Ausnahme eines Artikels von Manuela Fellner-Feldhaus ab (erschien 2008 in Band 58 der Zeitschrift „Westfälische Forschungen“), lagen bislang einzig unsystematische und kaum mehr als sporadische Forschungen zur Bildgeschichte des „Bochumer Vereins“ vor. Auf eindrucksvolle Weise geschlossen wird diese Lücke nun von Ralf Stremmel, der als Leiter des Historischen Archivs Krupp sowie als Professor am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte der Ruhr-Universität in Bochum sogleich in doppeltem Sinn ein ausgewiesener Kenner ist. Bereits im Haupttitel des von ihm vorgelegten Buches wird der damit verbundene weitreichende Anspruch deutlich: „Industrie und Fotografie“. Es muss dem Autor unbedingt Recht gegeben werden, wenn er in seiner Einleitung schreibt, dass dieser Zusammenhang bislang noch nicht hinreichend genug betrachtet worden ist. Wenn ein gewichtiger Grund hierfür die oftmals ungenügende Kenntnis der Archivbestände ist, so wird der nun von Stremmel vorgelegte Band es ermöglichen, für

ein wichtiges Konvolut der jüngeren Industriekultur Abhilfe zu schaffen.

Die Anfänge des „Bochumer Vereins“ gehen auf das Jahr 1842 zurück. Zwar waren die Bochumer damit mehr als drei Jahrzehnte jünger als der Essener Konkurrent (dessen Gründung in das Jahr 1811 fällt), doch war die große Zeit der kontinentalen Stahlproduktion und damit insbesondere auch der gewaltige Aufstieg des Ruhrgebiets zum industriellen Zentrum Deutschlands ohnehin erst zur Mitte des Jahrhunderts gekommen. Beide, Krupp wie der „Bochumer Verein“, profitierten nicht zuletzt vom rasch expandierenden Eisenbahnbau. Bedeutsam ist für das Bochumer Unternehmen aber vor allem eine Erfindung Jacob Mayers: der Stahlformguss. Ermöglicht wurde damit eine vollkommen neue Produktpalette, die längst nicht nur die Glockenproduktion umfasst, für die der „Bochumer Verein“ im gesamten Deutschen Reich bekannt werden wird. Tatsächlich wurden in Bochum im Lauf der Jahre nicht weniger als 30.000 Kirchenglocken sowie 60.000 andere Glocken gegossen. Zuletzt aber umfasste die Produktion in Bochum ein Spektrum, das, wie Stremmel schreibt, von der leichtesten Uhrenfeder bis zur Kurbelwelle mit einem Gewicht von 40 Tonnen reichte. Die wechselvolle Geschichte des Unternehmens mündete im Jahr 1965 in einer vollständigen Übernahme durch Krupp. Hierin eingeschlossen waren nicht zuletzt aber auch sämtliche Archivalien des „Bochumer Vereins“, für die heute das Historische Archiv Krupp zuständig ist.

Bei den Recherchen und der Anlage seines Buches konnte Ralf Stremmel mithin aus dem Vollen schöpfen. Und zugleich ist es wohltuend, dass in den methodischen Vorbemerkungen nicht einmal mehr die Bedeutung der „Visual History“ unterstrichen und das Genre der Dokumentarfotografie dekonstruiert wird. An die Stelle solcher Übungen tritt eine überaus kenntnisreiche Orientierung am und im reichen fotografischen Material. Stremmels Auswahl beschränkt sich auf die Jahrzehnte der wirtschaftlichen Eigenständigkeit des „Bochumer Vereins“ und setzt mit den frühesten überlieferten Bildern ein. Auf diese Weise gelangen die Jahre zwischen 1854 und 1926 in den Blick, für die sich etwa 2.500 Aufnahmen erhalten haben. In hervorragender Reproduktionsqualität (für die Kenner: im Duoton-Verfahren) bietet der Band hiervon eine Auswahl mit insgesamt 263 Motiven, also mehr als 10% des gesamten Bestandes! Ermöglicht wird auf diese Weise ein profunder Einblick in den archivisch überlieferten Zusammenhang. Zugleich aber versteht sich von selbst, dass angesichts dieser Fülle nicht jedes einzelne Bild umfassend besprochen werden kann.

Gleichwohl bleibt zu bedauern, dass die in vorbildhafter Gründlichkeit gegebenen Abbildungsinformationen (zu den fotografischen Verfahren, der Materialität, dem Format etc.) nicht direkt in den Abbildungsunterschriften gegeben werden, sondern in einen eigenen Anhang aufgesucht werden müssen. Indirekt unterstreicht ein solcher Einwand aber vor allem, wie profoundly sich dieses Buch als Ausgangspunkt eigener Erkundungen im Archiv künftig verwenden lassen wird.

Aus guten Gründen ist es Stremmel wichtig zu betonen, dass die von ihm entfaltete Rundschau im Archiv zugleich auch eine große Zahl blinder Flecken mit einschließt. Genau wie bei anderen Archivbeständen muss auch mit Blick auf den „Bochumer Verein“ von Lücken und Verlusten ausgegangen werden. Und oftmals können wir noch nicht einmal wissen, wo genau die Unzuverlässigkeit der Überlieferung in den Beständen anzusetzen ist. Anders gesagt: Das heute im Archiv Sichtbare, auf dem ja nicht zuletzt auch der hier besprochene Band beruht, verdankt sich einerseits historischen Zufällen und ist andererseits das Ergebnis einer von Interessen geleiteten Aufbewahrungspolitik. Es muss hierbei außerdem in Rechnung gestellt werden, dass ein Fotograf wie Ernst Topp oftmals für die Bedürfnisse des Tages gearbeitet hat, die ihn erreichenden Aufträge als ausgesprochen pragmatischer Natur gewesen sein dürften. Nicht weniger pragmatisch war dann wohl auch der Umgang mit den entstandenen Fotografien, manches also wird nach der gesuchten Verwendung nachlässig behandelt und rasch verworfen worden sein. Studieren lässt sich Ralf Stremmels Vermessung eines (gemessen an der Gesamtheit des Historischen Archivs Krupp) überschaubaren Bildbestandes daher zugleich als ein methodischer Musterfall für den Umgang mit Konvoluten, die außerhalb aller künstlerischen Kontexte entstanden sind. Eröffnet wird der Band durch eine umfassende historiografische Skizze zur Entwicklung des „Bochumer Vereins“ und zur Rolle, die die Fotografie seit den 1860er Jahren hier zu spielen begann. In vier weiteren Kapiteln werden sodann, eingerichtet in einer thematischen Ordnung, Einblicke in die fotografischen Bestände geboten. Zur Darstellung gelangen auf diese Weise nacheinander die Welt der Arbeiter, die Produktion und die Produkte, verschiedene Werksabteilungen im Umkreis der Produktion sowie, abschließend und kürzer, Ansichten außerhalb der Werkstore. Eröffnet wird jedes dieser Kapitel durch prägnante Einführungen. Wesentlicher Teil sind aber die sich hieran anschließenden Bildtafeln. Ihre Betrachtung profitiert sehr von dem klug gewählten Großformat des Bandes. Wer

ein Interesse an der Bochumer Stadt- und Regionalgeschichte teilt, wird in diesem Buch einen überaus wertvollen Fundus finden, der sich nicht so rasch ausschöpfen lässt. Natürlich ist es aber auch möglich, von den spezifischen geografischen Umständen zu abstrahieren und eine allgemeinere Perspektive einzunehmen. Ralf Stremmel unterstreicht in seiner Einleitung, dass hierbei gerade das Typische, ja Durchschnittliche dieser Bilder von besonderem Interesse ist. Nicht das einzelne spektakuläre Motiv (von dem es gleichwohl auch in diesem Band eine ganze Reihe gibt) steht dann im Vordergrund, sondern die Neugierde für einen sozialen Raum, der in unserem eigenen, mehr und mehr postindustriellen Zeitalter auf direkte Weise gar nicht mehr erfahrbar ist – und es, wenn auch aus ganz anderen Gründen, auch zum Zeitpunkt der Aufnahmen nur sehr eingeschränkt war.

Hiervon Auskunft geben kann ein kleines Detail, das sich auf einer im Dezember 1926 entstandenen Aufnahme im Kapitel „Soziale Einrichtungen“ entdecken lässt. Das Bild zeigt „Weihnachtsvorfürungen und Bescherung im Kosthause“. In der rechten unteren Ecke angeschnitten sehen wir eine Gruppe von Kindern, deren Aufmerksamkeit offenkundig schwankt zwischen dem, was ihnen gerade als Aufführung geboten wird und dem, was sich in ihrem Rücken abspielt. Ein kleiner Bubi im Matrosenanzug hat seinen Zeigefinger vorsonnen an den Mund gelegt und schaut direkt in die Kamera. Oder aber war ihm die Tätigkeit des Fotografen zu geräuschvoll und er wollte den Fotografen mahnen? Wer fotografiert, der stört. In einem allgemeinen Sinn gilt dies auch für viele andere Aufnahmen, die sich in diesem Band finden. Wer nach einer spezifischen Ästhetik der Industrie- und Werksfotografie fragt, der muss in Rechnung stellen, wie schwierig die Entstehungsbedingungen solcher Aufnahmen sind. Es ist jedenfalls nur schwer vorstellbar, dass die Fotografen mit den unhandlichen, großformatigen Plattenkameras mitten im Produktionsprozess eines Stahlunternehmens willkommen gewesen sind. Ernst Topp wird sich übrigens oft genug über seine antiquierte Fotoausrüstung beklagen. Und selbst wenn es der Fotograf verstanden hat, sich mit gehörigem Sicherheitsabstand seinen Platz zu sichern, so sieht er sich konfrontiert mit schwierigen Lichtbedingungen und den daher kaum vermeidbaren Bewegungsunschärfen.

Gegeben sind hierbei äußerst pragmatische Antworten auf die Frage nach den Möglichkeiten eines durch fotografische Bilder vermittelten Wissens von der Industriekultur. Dass ein viel genauere Blick auf solche Überlieferungen lohnt und sich hieraus ganz eige-

ne Fragen nach unserem Bild von der Arbeit ableiten lassen, zeigt Ralf Stremmels Band in bemerkenswert umfassender Weise. Und zugleich erhält das von der fotografischen Avantgarde gepflegte und von Germaine Krull in ihrem Fotobuch „Métal“ auf die Spitze getriebene Interesse eine handfeste Fundierung in industriellen Kontexten. Es ist unserer heutiger, durch die Betrachtung von fotografischen Kunstwerken geschulter Blick, der hierbei auf Nachbarschaften überraschender Art treffen kann. Denn so sehr die Fotografien eines Werksfotografen wie Ernst Topp vor allem für die Wirtschafts-, Wissens- und Kulturgeschichte interessant sind, ebenso sehr geben nicht wenige dieser Aufnahmen zu erkennen, dass die künstlerische Moderne keineswegs im luftleeren Raum der Autonomieästhetik entstanden ist.

Prof. Dr. Steffen Siegel, Essen

Roman Köster:
Hausmüll. Abfall und Gesellschaft in Westdeutschland 1945-1990

*München, Vandenhoeck & Ruprecht 2017
(440 S., 8 Abb., 24 Diag., 18 Tab.,
ISBN 978-3-525-31720-4), 65,00 €
(Umwelt und Gesellschaft, Bd. 15)*

Roman Köster unternimmt in seiner Monographie zu „Hausmüll. Abfall und Gesellschaft in Westdeutschland 1945-1990“ den Versuch, die überaus komplexen, sich zeitlich überlagernden und oft genug divergierenden Strukturen des Abfalls, seiner Produktion und Beseitigung zu beschreiben. Köster nimmt dabei die institutionelle Entwicklung der verschiedenen Einrichtungen der westdeutschen Abfallwirtschaft in den Fokus. Zugleich stellt er die Beziehung zur Sammlungs-, Verwertungs- und Vernichtungstechnik des Abfalls im Sinne großer technischer Systeme nach Thomas Hughes her. Die dritte Perspektive Kösters wendet sich der gesellschaftlichen Wahrnehmung des Hausmülls als Problem zu, das von einem hygienischen und sozial stratifizierten zunehmend zu einem Thema des Umweltschutzes wurde und somit immer mehr zu einem Politikum mit zum Teil großer Eigendynamik. Die aus diesem Umfeld erwachsenen Forderungen an Art, Umfang und Aufwand der Abfallsammlung sowie das Postulat der Wiederverwertung der Abfälle als ultima ratio weisen auf die Bedeutung des gesellschaftlichen Kontextes hin.

Dass sich Roman Kösters Arbeit auf den „Hausmüll“ konzentriert, ist folglich rich-

tig, bestimmt doch gerade der kleinere Teil des jährlichen bundesdeutschen Abfallaufkommens den größeren Teil des gesellschaftlichen Diskurses und seiner Wahrnehmung. Der Abfall in Industrie, Produktion und Bau- gewerbe macht immerhin mehr als zwei Drit- tel des Gesamtaufkommens aus und kann im eigentlichen Sinne nicht vom Hausmüll ge- trennt werden, da die Massenproduktion der Skalenökonomie doch erst die Voraussetzung für die steigenden Mengen an Hausmüll als Resultat historisch niedriger Preise für Ener- gie, Lebensmittel und Konsumgüter schafft. Allerdings würde eine umfassende Berück- sichtigung der industriellen Abfälle den Rah- men dieser Arbeit sprengen und mit Sicherheit nicht zu einem erhöhten Verständnis beitra- gen. In der längeren Fassung des Textes, die 2015 als Habilitationsschrift an der sozialwis- senschaftlichen Fakultät der Universität der Bundeswehr in München angenommen wur- de, ist mit Sicherheit auch nicht weiterführend auf Industrieabfall eingegangen worden. Kösters „Hausmüll“ gliedert sich in fünf gro- ße Hauptkapitel. Dabei steht Roman Köster vor der Herausforderung eines jeden schrei- benden Historikers: die unterschiedlichen, zeitgleichen gesellschaftlichen, wirtschaftli- chen und technischen Prozesse in der lineare Form einer Erzählung abzubilden. So entste- hen auch in diesem Buch einige Redundan- zen, da zu Beginn eines Kapitels wieder der Faden eines früheren Zeitpunkts aufgenom- men werden muss, um dem Leser in die tech- nischen Feinheiten und gesetzlichen wie ökonomischen Hintergründe der Hausmüll- sammlung einzuweisen. Diese Praxis betreibt er oder sie zwar täglich, begreift sie aber sel- ten im Sinne eines übergeordneten Kontextes. Trotz dieses grundlegenden Problems über- zeugt Kösters Herangehensweise in einer Ar- beit, die man durchaus als Pionierstudie mit übergreifendem und umfassendem Charak- ter bezeichnen kann. Zwar gab es schon eini- ge Studien, die sich dem „Hausmüll“ in ein- zelnen Städten widmeten. Ebenso liegen auch verschiedene Aufsätze und Monografien zu diversen Aspekten des Hausmülls vor, etwa zur Geschichte und Bedeutung der Verpa- ckung (z.B. Matthias Nast, Stumme Verkäufer, 1997; Hans-Jürgen Teuteberg, Die Rationali- sierung der Warenverpackung durch die Ein- führung der Kunststoffe, 1995) oder zur Depo- nie als letztem Ort des „Entschaffens“ (Heike Weber, Technikgeschichte Nr. 81, 2014), jedoch ist es Roman Kösters Verdienst, die vielen As- pekte der Entstehung, Sammlung, Beseitigung und Verwertung des Hausmülls zusammen- zufassen und in die Wirtschafts- sowie Gesell- schaftsgeschichte der ersten Bundesrepublik einzuordnen.

Um dem Leser das Problem des Hausmülls nä- her zu bringen, beginnt das erste Kapitel mit der Einordnung des Forschungsgegenstandes in den Gesamtkomplex des „Wirtschaftswun- ders“ und der daraus erwachsenen Konsum- gesellschaft. Explizit in der neuen Form der Lebensmitteldistribution, dem Supermarkt, zeigten sich die ersten größeren Wellen der „Müllflut“, die in den späten 1960er Jahren auf die Westdeutschen zukommen sollten. Schlag- lichter auf den Konnex von Stadt und Müll wie auch auf den Verbraucher als Abfallproduzent folgen in diesem ersten Kapitel, das sich am Ende der Frage nach der grundsätzlichen Ver- bindung von Mensch und Abfall widmet und mehreren Erklärungsansätzen nachgeht. Da- bei erteilt Köster sowohl einer „moral econo- my“, die früher wie heute als Ausweg aus dem Problemfeld steigender Müllvolumina postu- liert wird, eine deutliche Absage, wie er auch das „1950er Jahre Syndrom“ als dominanten Erklärungsansatz für die signifikante Expan- sion der Massenproduktion bzw. Konsumpti- on in seiner hermeneutischen Bedeutung ein- schränkt. Vielmehr sieht Köster in dem 1950er Syndrom eine Beschreibung der Industrie- und Konsumgesellschaft, weniger die Analyse ihrer Funktionsweise (S. 74). Als theoretische Grundlage für das Verständnis greift Köster dagegen auf Thomas Welskops Diktum von der „Vermarktlichung des Lebensvollzuges“ als Zeichen einer expandierten Konsumgesell- schaft zurück (S. 78).

Da die Geschichte der Abfallsammlung nicht Teil der historischen Allgemeinbildung ist, stellt Köster seinem zweiten Großkapitel eine knappe, aber ausreichende Darstellung der Anfänge kommunaler Abfallsammlung im 19. Jahrhundert sowie deren Weiterentwick- lung unter den Krisenbedingungen des Ers- ten und Zweiten Weltkrieges voran. Dankens- werterweise spart Köster dabei die Nennung des finanziell ruinösen Charlottenburger Sam- melsystems aus, das viele Autoren der nähe- ren Vergangenheit wegen der Dreiteilung des Abfalls zu einer Analogie mit der Abfallsam- lung in der BRD seit den 1990er Jahren hin- reißt und das System als Beispiel einer optima- len kommunalen Abfallsammlung wie einen Untoten durch die „Müllgeschichte“ wandern lassen. Mit der Darstellung der verschiede- nen Rationalisierungsschritte sowie der dif- ferenzierten Ausbildung städtischer Struktu- ren und Satzungsordnungen kommt Köster dem Versprechen seiner Einleitung nach, die Evolution großer technischer Systeme heraus- zuarbeiten. Dazu gehören in diesem Fall die verschiedenen Sammelbehälter wie auch die komplementären Fahrzeuge und anderen lo- gistischen Strukturen der Abfallsammlung. Dass dieses Kapitel mit der Schilderung der

Arbeitsverhältnisse der Müllwerker endet, er- öffnet dem Leser die durchaus fortschrittsför- dernde Seite des Arbeitsschutzes, zeigt aber auch die Pfadabhängigkeiten, auf denen die Entwicklungen stattfanden.

Von der Sammlung wendet sich der Blick im dritten Kapitel zur Beseitigung des Abfalls. Köster stellt die Kontroverse zwischen Ver- brennung und Kompostierung dar, die in Deutschland bereits weit in das 19. Jahrhun- dert und in das Wirken eines Justus von Lie- big reicht, der als Chemiker keinen Abfall im eigentlichen Sinne kannte und durch die Ver- nichtung von Fäkalien und anderen biogenen Abfällen die Volkswirtschaft gefährdet sah. Das Ansteigen der Müllmengen und die Ver- wissenschaftlichung der sich formierenden Abfallwirtschaft lassen letztlich für Jahrzehnte das Pendel zugunsten der großtechnischen Lö- sung der Müllverbrennungsanlage ausschla- gen. Sowohl wegen der technischen als auch der bedeutenden institutionellen Veränderun- gen, die in der BRD im Abfallbeseitigungsge- setz und in der öffentlichen Wahrnehmung des Abfalls als Bedrohung der Umwelt, res- pektive Natur, münden, konstatiert Köster die 1960er Jahre als Sattelzeit der Geschichte von Abfallsammlung und Beseitigung. Das drit- te Kapitel endet mit einer Zusammenfassung der vielen kleinen und großen Krisen, die die Abfallbeseitigungsbranche in den 1980er Jah- ren immer wieder herausforderte, zum Abfall- wirtschaftsgesetz von 1985 und letztlich auch zur Einrichtung des Dualen Systems Deutsch- land, kurz DSD, führte – oder wie Bürger und Bürgerinnen es gerne formulieren: zum gelben Sack.

Bis zu diesem Kapitel verläuft die Darstellung mehr oder weniger chronologisch. Die beiden folgenden Kapitel verlassen diese Ordnung, was aufgrund ihres übergreifenden Charak- ters absolut gerechtfertigt ist. So gibt das vier- te Kapitel einen Überblick über die Genese der privaten Abfallwirtschaftsbetriebe, die in der Regel aus kleineren Familienunternehmen entstanden sind und diese Struktur bis heu- te mehrheitlich, selbst beim Branchenprimus „Remondis“, tradiert haben. Auch wenn Kö- ster im Kapitel zur technischen Rationalisie- rung die Vorreiterrolle im Bereich der Sammel- behälter bei den kommunalen Ämtern sieht, so attestiert er den „Privaten“ insbesondere für die 1970er Jahre einen höheren Professionalisierungsgrad, der letztlich auch die kommu- nalen Betriebe unter Druck setzte und sie zu einer gesteigerten Rationalisierung der Sam- lungslogistik zwang. Entgegen der Aussagen damaliger Branchenführer und Vertreter des Verbands Privater Städtereinigungsbetriebe sieht Roman Köster im Abfallbeseitigungsge- setz keinen Hemmschuh für die Entwicklung

der privaten Abfallwirtschaft sondern eher einen Katalysator, da das Gesetz den „Privaten“ Tätigkeitsfelder im Bereich der profitableren Abfuhr von Industrieabfällen eröffnete. Dies überwog nach Meinung des Autors die Verluste, die durch die gesetzliche Bevorzugung der „Kommunalen“ bei der Hausmüllabfuhr entstanden. Allerdings spaltet die unterschiedliche Beurteilung dieses Gesetzes bis heute die gesamte Branche, und auch Köster findet keine abschließende Antwort auf diese Frage.

Das letzte Kapitel wendet sich mit einer stärkeren wirtschaftsgeschichtlichen Perspektive der Wiederverwertung, dem vielfach sogenannten Recycling, zu. Dabei bildet der Ausgangspunkt die traditionelle Altstoffwirtschaft, die in Publikationen und Vorträgen bevorzugt als Gegenbeispiel zur heutigen Verwertungs- und Beseitigungspraxis herangezogen wird. Köster sieht das Ende der Altstoffsammlung traditioneller Art in der Menge und Beschaffenheit des Abfalls begründet, der seit der Etablierung der bundesdeutschen Konsumgesellschaft in Umlauf kam. Zum einen verweigern sich die vielfach mehrschichtigen Kunststoffe einer direkten Wiederverwertung, gehen allenfalls in das sogenannte Downcycling oder die thermische Verwertung, also Verbrennung, ein. Zum anderen ist die Menge des Abfalls so angestiegen, dass sich eine alternative Verwendung von Verpackungen nach dem Aufbewahren der dritten oder vierten Einwegflasche von selbst erübrigt. Da eine marktwirtschaftliche Wiederverwertung des Abfalls in den 1970er Jahren weitgehend scheiterte, kam es im Folgejahrzehnt mehr darauf an, dass Politik und Umweltbewegung diesen Gedanken weitertrugen. Entsprechende Gesetze lenkten den Markt in die gewünschte Richtung. Eine stetige Verbesserung der technischen Anlagen zur Separierung der unterschiedlichen Abfallfraktionen verhalf einem modernen Recycling zum Durchbruch und erlaubte Umweltminister Klaus Töpfer die Schaffung des DSD.

Roman Köster ist mit seiner Publikation zum „Hausmüll“ eine rundum gelungene Übersichtsdarstellung zum Themenbereich des sogenannten Siedlungsabfalls gelungen, die über weite Strecken vor allem die verschiedenen Ebenen darstellt, auf denen sich die technischen, gesetzlichen sowie wirtschaftlichen und sozialen Veränderungsprozesse im Spannungsfeld von Abfallentstehung, Sammlung, Vermeidung und Beseitigung zeitigten. Bemerkenswert ist dabei auch die breite und tiefe Quellenbasis, auf die Köster seine Untersuchung aufbaut. Ein großer Verdienst dieses Buches zum Hausmüll ist die stringente Vermeidung einer Moralisierung des Forschungsgegenstandes, auf die man in vielen Studien zur Geschichte der Abfallsammlung und Be-

seitigung immer wieder trifft, sei es in Wortwahl oder direktem Urteil, oft nach Maßgabe einer allzu trivialen Rezeption der „Ordnung der Dinge“. Dabei ist die Rollenverteilung meist voraussehbar und auf den „unschuldigen“ Verbraucher und die „arglistige“ Industrie als „deus ex machina, pro volumina purgamenti“ verteilt.

Jedoch gibt es an dieser Arbeit, die, wie bereits oben dargelegt wurde, durchaus das Lob einer Pionierstudie verdient, einige Kritikpunkte. So sehr die Arbeit durch ihre sprachliche und fachliche Präzision in den Teilen der wirtschaftsgeschichtlichen Deduktion überzeugt, so sehr lässt diese Genauigkeit in der Beschreibung der Technik nach. Die Begriffe „Innovation“ wie auch „Standard“ bzw. „Norm“ werden zu umgangssprachlich genutzt. Das mag kleinlich klingen, jedoch ist für den Technikhistoriker doch von Unterschied, ob es sich bei dem technischen Artefakt oder Prozess um einen „Standard“ oder eine „Norm“ im Sinne einer technischen Regelsetzung handelt, da letztere nicht nur über eine geplante, firmenübergreifende Genese sondern auch über einen rechtlich entscheidenden Charakter verfügt. Inwieweit es in einer Arbeit über Hausmüll glücklich ist, als Gewichtsangabe den Begriff „Tonnen“ statt der exakten Bezeichnung „Megagramm“ zu wählen, sei dahingestellt. Alle Abfallsammelgefäße jedoch, unabhängig ihres Innenvolumens, als Tonnen zu bezeichnen, wird dem wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand schwerlich gerecht, denn hier galt es in der kommunalen Technik Eimer von Tonnen auf Grund des Innenvolumens von größer als 50 Liter zu unterscheiden. Nur für die Tonnen war ein Service durch die Müllwerker obligatorisch, während die kleineren Gefäße vom Bürger in der Regel selbst an die Straße gestellt werden mussten. Weitere Mängel in der technischen Beschreibung finden sich bei der Bezeichnung von Zöller als Marktführer für hydraulische Kipper in den 1950er Jahren, da zu dieser Zeit die Kipper pneumatisch arbeiteten. Zudem haben auch elektrisch angetriebene Fahrzeuge einen Motor, nur eben keinen, der auf dem Prinzip der Verbrennung fußt (S. 132), und die Farbe Orange als Warnfarbe wurden auf Grundlage der DIN 33710/11.73 nach einem wissenschaftlichen Gutachten und vor allem mit der Marktreife dauerhaft farbstabiler Lacke dieses Farbtons für die Städtereinigung eingeführt. In der Darstellung der nationalsozialistischen „Verwertungsgemeinschaft“ weist auch Roman Köster leider nicht explizit auf die geringen bis gar nicht vorhandenen Verwertungsquoten hin. Insbesondere schwinden diese noch weiter, wenn man diese in Relation zur zeitgleichen Materialvernichtung der nati-

onalsozialistischen „Ökonomie der Zerstörung“ setzt.

Außerdem vermisst der Rezensent Literatur, die durchaus als grundlegend bezeichnet werden kann. Neben dem Aufsatz von Teuteberg zur Rationalisierung der Verpackung durch die Einführung von Kunststoffen fehlen für den Ausbau hygienischer Institutionen Hüntelmanns Arbeit zum Reichsgesundheitsamt, im Bereich der Abfallverbrennung das Reprint Etienne de Fodors „Elektrizität aus Kehrlicht“ über die Verbrennungsanlage in Budapest, das ein frühes Zeugnis der systematischen Einbindung einer solchen Anlage in das Energiemanagement einer Stadt ist. In der konsumgeschichtlichen Analyse wäre die Nennung Pierre Bourdieus hinsichtlich der Diffusion von Konsummustern ebenso angebracht wie ein Verweis auf Veblens Deutungsangebot des Primats der demonstrativen Verschwendung für die Formen eines augenscheinlich irrationalen, unökonomischen Konsums.

Allerdings können diese Kritikpunkte nicht den positiven Eindruck dieser lesenswerten Studie überlagern, deren Stärke vor allem in der prägnanten Zusammenfassung und Verknüpfung der technischen Pfadabhängigkeiten, sozialen Umbrüche und der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen liegt, die sich hinter einer vordergründig einfachen Geschichte von steigenden westdeutschen „Hausmüllmengen“ verbergen. Insbesondere für den thematischen Einstieg als Überblicksdarstellung geeignet, birgt Kösters Arbeit auch für den Experten die eine oder andere Entdeckung, die dem Buch einen hermeneutischen Mehrwert verschafft und es als aktuelles „must have“ der Umweltgeschichtsschreibung auszeichnet.

Dirk Wiegand, M.A., Iserlohn

Nina Kleinöder:
Unternehmen und Sicherheit. Strukturen, Akteure und Verflechtungsprozesse im betrieblichen Arbeitsschutz der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie nach 1945

Stuttgart, Franz Steiner Verlag 2015 (384 S., 28 s/w Abb., 30 s/w Tab., ISBN 978-3-515-11129-4), 62,00 € (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte, Bd. 234)

Die Geschichte der Arbeitssicherheit war bislang eine Domäne der Sozialgeschichte. Vor allem die Arbeitergeschichte der 1980er Jahre hat Impulse für die historische Erforschung des Umgangs mit industriellen Pathologien

wie Arbeitsunfällen oder Berufskrankheiten gesetzt. Seither war gerade die Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Desiderat geblieben und fristete in vielen sozial-, wirtschafts- oder technikhistorischen Arbeiten eher ein Schattendasein als Randnotiz. Inzwischen erlebt das Interesse an der gesundheitlichen Prävention im Kontext sich wandelnder Industriegesellschaften neuen Aufwind. Die jüngere zeithistoriografische Hinwendung zu den gesellschaftlichen Umbrüchen in den westlichen Industriestaaten seit dem postulierten „Ende des Booms“ oder dem „Ende der Zuversicht“ (Jaraus) in den 1970er Jahren hat hieran sicherlich einen gewichtigen Anteil. Denn der Wandel der Arbeitswelt im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts ist ein wesentlicher Aspekt dieser Umbruchserfahrungen. Gleichzeitig veränderten sich Körperbilder und Krankheits-erfahrungen. Vor diesem Hintergrund scheint auch eine grundsätzliche (Neu-)Bewertung betrieblicher Sicherheits- und Präventionsregime geboten.

Nina Kleinöders Buch über „Unternehmen und Sicherheit. Strukturen, Akteure und Verflechtungsprozesse im betrieblichen Arbeitsschutz der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie nach 1945“ sticht hierbei doppelt heraus. Zum einen, da es Teil dieser neuen Forschungskonjunktur zur Arbeitssicherheit ist, und zum anderen, weil der Ansatz der Autorin sich von anderen durch die zu Beginn umrissene unternehmenshistorische Methodik abhebt. Diese bestimmt gleichsam die Stärken als auch die Schwächen der Arbeit.

Kleinöder spannt den Bogen von den Anfängen eines modernen Arbeitsschutzes in den 1920er Jahren bis hin zur europäischen Harmonisierung des Arbeitsschutzes Ende der 1980er Jahre und macht dabei deutlich, dass die Entwicklung der betrieblichen Arbeitssicherheit über die politischen Systeme und Umbrüche hinweg von bemerkenswerten Kontinuitäten geprägt war und als ein langfristiger Prozess zu begreifen ist. Die vier Hauptkapitel sind chronologisch gegliedert. Die jeweiligen Unterkapitel sind jedoch nach analytischen Gesichtspunkten geordnet (gesellschaftlicher Rahmen, quantitative Entwicklung, betriebliche Vernetzung, betriebliche Medien sowie Verflechtung mit externen Akteuren). Diese pragmatische Lösung findet sich zwar häufig in wissenschaftlichen Publikationen vor, die hier vorgenommene sehr kleinteilige, tief gestaffelte Zergliederung in Unterabschnitte schmälert jedoch den Lesefluss. Wer in Nina Kleinöders empirisch anspruchsvoller Arbeit gezielt bestimmte Teilaspekte nachschlagen möchte, wird im feingliedrigen Inhaltsverzeichnis indes schnell fündig.

Kernpunkt des zweiten Kapitels (1920-1945) ist die Bildung eines unternehmerischen Netzwerks zur betrieblichen Sicherheitsorganisation. Unter Rückgriff auf bereits veröffentlichte Studien geht Kleinöder hier auch auf die rechtliche Entwicklung, vor allem aber auf die Rolle betrieblicher Unfallverhütungspaganda, ein. Für letztere unterstreicht sie die Bedeutung des Ideentransfers von den Vereinigten Staaten nach Deutschland, der dazu beigetragen habe, Unfallverhütung als betriebliches Handlungsfeld zu erschließen.

Während durch die industrielle Rationalisierung und Vollmechanisierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts alte Gefahrenquellen wegfielen, kamen zahlreiche neue hinzu. Bemühungen zum Trotz gelang es den Betrieben aber nicht, die Unfallzahlen nachhaltig zu senken. Nach dem Bergbau hatte die Eisen- und Stahlindustrie die höchsten Unfallziffern zu verzeichnen. Konjunkturelle Schübe gingen stets mit steigenden Unfallzahlen einher. Während der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft verschärfte sich dieses Muster weiter, als höheres Produktionstempo, mangelhafte Versorgung und der menschenverachtende Umgang mit Zwangsarbeitern zusammenwirkten.

Über den gesamten Zeitraum hinweg konnten die Unternehmen ihren Einfluss auf die Unfallverhütung bewahren – zum einen gegen den Druck nationalsozialistischer Organisation wie der Deutschen Arbeitsfront, zum anderen aber auch gegen gewerkschaftliche Bestrebungen zu mehr Mitbestimmung der Arbeiter in der Weimarer Republik. Die unternehmerische Handlungsautonomie mit Blick auf den betrieblichen Arbeitsschutz blieb bis Kriegsende erhalten. Die gestalterische Rolle der Unternehmen tritt daher umso deutlicher zutage. So wurde in der Eisen- und Stahlindustrie in diesem Zeitraum das System der Sicherheitsingenieure implementiert. Die gegenseitige Beobachtung und gemeinsame Vernetzung der einzelnen Unternehmensakteure führte dazu, dass dieses System, obwohl es nicht rechtsverbindlich war, nach und nach von der gesamten Industrie übernommen wurde.

Die Auseinandersetzung mit den Jahren 1920 bis 1945 dient Nina Kleinöder als Präludium. Ihr eigentliches Interesse gilt der Entwicklung in der Bundesrepublik. Für die Zeit bis Ende der 1960er Jahre stellt das Buch im dritten Kapitel (1945-1969) die bemerkenswerten Kontinuitäten heraus. Bestehende Strukturen wurden ausgebaut und der betriebliche Arbeitsschutz stärker formalisiert. Allerdings verschob sich auch das Kräftegleichgewicht. Während der von einem einseitigen Ursachenverständnis ausgehende praktische Arbeitsschutz nach 1945 in vielen Punkten grund-

sätzlich unverändert blieb, traten mit der Montanmitbestimmung 1951 neben den wieder eingeführten Betriebsräten die Arbeitsdirektoren als neue Akteure der Mitbestimmung in Erscheinung, deren Aufgabengebiet sich ausdrücklich auch auf den Arbeitsschutz erstreckte. Sie fungierten als „Schnittstelle“ zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaft. Der gesetzliche Rahmen der Mitbestimmung sowie Regelungen der Unfallverhütung wurden in den darauffolgenden Jahren sukzessive ausgebaut. Mit der Veröffentlichung jährlicher Unfallverhütungsberichte sei die Thematik außerdem erstmals auf eine breitere öffentliche Aufmerksamkeit gestoßen.

Mit Hilfe diffiziler statistischer Methoden wurde die Ursachenanalyse der Unfallhäufigkeit ab etwa den 1960er Jahren mehrdimensionaler, wie Nina Kleinöder überzeugend darlegt. Sie stellt dabei ausdrücklich die Rolle der Vereinigten Staaten heraus, die den westdeutschen Technikern wie schon in der Weimarer Zeit als wichtiger Bezugspunkt dienen. Die nationalen Netzwerke wurden nun um eine immer stärkere internationale Verflechtung bereichert, zu der u. a. das erste Rahmenprogramm der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) 1961-1964 beigetragen habe. Die dabei entstandenen Forschungsnetzwerke trugen zum Austausch von „Know-how“ auf europäischer Ebene bei. Zur selben Zeit setzte auch ein Umdenken in den Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie ein, wie entsprechende Maßnahmen im Betrieb zu propagieren und umzusetzen seien. Während in den 1940er und 1950er Jahren auf die bekannten Methoden Appell, Abschreckung und Disziplinierung zurückgegriffen wurde, z. B. um das Tragen von Helmen gegen die Vorbehalte in der Belegschaft durchzusetzen, griffen in den 1960er Jahren Werbemittel und Werksmedien systematischer ineinander, um die Arbeiter aktiv einzubeziehen. Als Beispiel führt Nina Kleinöder die „Arbeitsschutzwettbewerbe“ und Erfolgsprämien für gesunkene Unfallzahlen an. Werkszeitungen spielten hierbei eine wichtige Rolle und trugen mit ihrem Duktus, der sich allmählich von den patriarchalischen Traditionen entfernte, dem im Kontext der Mitbestimmung gewandelten Arbeiterbild Rechnung.

Ein Bruch mit dem reaktiven Fürsorgegedanken lasse sich aber erst für die 1970er Jahre verzeichnen. Hierauf geht die Arbeit im vierten Kapitel (1970er bis 1980er Jahre) gesondert ein. Vor dem Hintergrund sinkender Beschäftigtenzahlen in der Eisen- und Stahlindustrie, einer sich rasch wandelnden Arbeitswelt und eines politisch-gesellschaftlich veränderten Blicks auf die Arbeitsplatzgestaltung und herrschende Umweltbelastungen zeichnete

sich nun eine Neuausrichtung zum „präventiven Arbeitsschutz“ ab, z. B. durch systematische Unfall- und Gefährdungsanalysen und eine ergonomischere Arbeitsplatzgestaltung. Flankiert wurde diese Entwicklung auch durch einen semantischen Wandel von „Schutz“ zu „Sicherheit“, der im Arbeitssicherheitsgesetz von 1973/1974 auch seinen legislativen Niederschlag fand. Zugleich schritt die gesetzliche Harmonisierung auf europäischer Ebene voran. Das staatliche Programm zur „Humanisierung der Arbeitswelt“ (HdA) rückte Fragen der betrieblichen Arbeitsgestaltung nun auch deutlicher in den öffentlichen Diskurs. Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie betrachteten sich selbst als wichtige Akteure des Forschungsprogramms und unterstrichen dies mit ihrem finanziellen Engagement. Dabei stach u. a. die gute Vernetzung mit dem Bundesforschungsministerium hervor. Dadurch wurden die Unternehmen aber auch zum Ziel der in den 1980er Jahren lauter werdenden Kritik am HdA-Programm, in das sich Arbeitnehmervertreter unzureichend eingebunden sahen.

In der Gesamtschau kommt Nina Kleinöder zu einem differenzierten Urteil über die Entwicklung des betrieblichen Arbeitsschutzes in der Eisen- und Stahlindustrie. Über den Untersuchungszeitraum hinweg ließen sich insbesondere bis in die 1960er Jahre von strukturellen Pfadabhängigkeiten geprägte Kontinuitätslinien zeichnen, die in einen sukzessiven Paradigmenwechsel seit den 1970er Jahren mündeten. Das Potenzial zu den schrittweisen Veränderungen, die schließlich zu einem präventiven Paradigma im betrieblichen Arbeitsschutz führten, lag dabei weniger in der Innovationskraft einzelner Zugpferde, sondern im engen Austausch und der gegenseitigen Beobachtung innerhalb der branchenintern gebildeten unternehmerischen Netzwerke sowie der branchen- und länderübergreifenden Kooperation in übergeordneten Foren und Institutionen. Die Analyse der Arbeitssicherheit und die Mittel der Durchsetzung gewannen dabei auf allen Ebenen deutlich an Komplexität.

Das Buch gibt diesen Prozess mit großer Detailfülle wider und überzeugt als „unternehmenshistorische Analyse der brancheninternen Perspektive“ (S. 22). Dafür spricht auch die große Zahl ausgewerteter unternehmensinterner Quellenbestände sowie Publikationen, wenngleich sich diese auf die höheren Unternehmens- und Verbandsebenen beschränken. Die praktische Ebene findet sich nur in Ansätzen in den untersuchten Werkszeitschriften wieder, ohne aber dezidiert Gegenstand der Analyse zu sein. Die ältere Forschung, deren Schwerpunkt auf den staatlichen Kontrollorganen und der Unfall-

versicherung lag, ist damit dennoch um die Erkenntnis bereichert worden, dass Unternehmen als aktiv gestaltende Akteure in Erscheinung traten und wichtigen Einfluss auf die Entwicklung hatten.

Damit bleibt die Studie jedoch auch in der Unternehmerperspektive gefangen. Durch die methodische Anlehnung an das „Stakeholder-Prinzip“ (S. 31) erscheint der ökonomische Primus als die treibende historische Kraft, während die grundlegenden Veränderungen der gesellschaftlichen Kultur, sozialer Werte, politischer Rahmenbedingungen oder der Wissensbildung als blasse exogene Faktoren in der „Corporate Social Responsibility“ (S. 32) aufgehen. So ließe sich kritisieren, dass eine „Analyse der Strukturen gesellschaftlicher, politischer, wissenschaftlicher und institutioneller Einflüsse und Rückwirkungen auf den betrieblichen Arbeitsschutz“ nur teilweise vorgenommen werden konnte. Gerade die Hinweise auf resiliente Verhaltensweisen von Arbeitern und ihren Ehefrauen scheinen hier einen interessanten, obschon empirisch schwer zu fassenden Anknüpfungspunkt aufzuzeigen, um Einblicke in das „receiving end“ der betrieblichen Bemühungen zu erlangen. Auch die Bedeutung des Konfliktes zwischen Ost und West bleibt nicht nur weiterhin unergründet, sondern völlig unerwähnt.

Ungeachtet dieser kritischen Reflexionen über den unternehmensgeschichtlichen Ansatz muss Nina Kleinöders Buch als Pionierstudie gelten, die nicht zuletzt wegen der umfangreichen Ausstattung mit statistischen Überblickstabellen und Organigrammen zu den betrieblichen Strukturen und Prozessen, aber auch auf Grund der breiten Erfassung einer ganzen Branche über einen langen Untersuchungszeitraum bis in die jüngere Zeitgeschichte hinein Beachtung verdient. Es wird darüber hinaus sicherlich für kommende Studien zur Geschichte des westdeutschen Arbeitsschutzes nach 1945, sei es im selben oder in anderen Industriezweigen, wichtige Grundlage oder Bezugspunkt sein.

Daniel Trabalski, M.A., Bochum

**Reinhard Krause:
Woanders is auch scheiße!**

*Köln, Emons Verlag 2017
(240 S., 182 s/w- und elf Farbfotografien,
ISBN 978-3-95451-0231-8), 35,00 €*

„Mit dem Kochlöffel ein's auf's Haupt, wer dem Mann die Arbeit raubt!!!!“ und „Oma, Opa, Mama u Sohn rufen Papa braucht Ar-

beit und Lohn“ oder schlicht „In Solidarität mit den Beschäftigten“ (S. 200f.) stand auf den Plakaten der Demonstranten gegen die Schließung von Klöckner-Becorit in Castrop-Rauxel 1987. Das Unternehmen stellte unter anderem Kratzerförderer und Strebausbau her. Die 1980er-Jahre, von denen der opulente Bildband Reinhard Krauses erzählt, war die Zeit des Niedergangs der Montanindustrie im Ruhrgebiet. Das Neue, das der Strukturwandel bringen sollte, hatte sich noch nicht herauskristallisiert.

Nach „Koks und Cola“ (2012) und „Frauen im Revier“ (2015) legt der Kölner Emons Verlag wieder eine großformatige (30 cm x 32 cm) Hommage an das Revier vor. Die meisten Fotos sind ganz-, manche doppelseitig aufgebaut. Anlass für die Herausgabe des prächtigen Werks mit überwiegend Schwarz-Weiß-Aufnahmen war die Schenkung des Fotografen Reinhard Krause, der 1959 in Essen geboren wurde. Im September 2017 vermachte er seine Negative aus den 1980er-Jahren dem Ruhr Museum auf dem Gelände des Unesco-Welterbes Zeche Zollverein in Essen. Insgesamt sind 50 Kleinbild-Diafilme, 3.000 gerahmte Kleinbild-Dias und 2.100 Schwarz-Weiß-Kleinbildfilme in dessen Fotoarchiv aufgenommen worden.

Der Kabarettist und Romanautor Frank Goosen (*1966) schrieb das Vorwort „Meine Achtziger“. Den Buchtitel erläutert er so: „Das Ruhrgebiet hat sich, im wahrsten Sinne des Wortes, das Recht erarbeitet, sich hemmungslos zu stilisieren und sich zu dem zu bekennen, was es einzigartig macht, nämlich eben jene Arbeit. Zumindest die von früher. Und trotzdem stehen wir an lauen Sommerabenden auf unseren Eisenbahnbrücken, schauen auf unsere Städte, freuen uns darüber, wie schön das Leben mit Abitur sein kann, und denken: ‚Nä, schön is dat nich. Abba meins! Oder wie es mein Oppa auszudrücken pflegte: ‚Ach, woanders is auch scheiße!‘“ Wilfried Bienek (*1949), Fotograf und Werbetexter, verantwortet die Bildtexte, die meinungsschwanger und klischeeverstärkend daherkommen, teils unter die Gürtellinie gehen oder gar sexistisch (S. 10f. und 60f.) ausfallen. Die Aussagekraft der Fotos hätte dieser persönlichen Interpretationen nicht bedurft. Oder wie Bienek selbst meint: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.“

Nur in den achtziger Jahren fotografierte Reinhard Krause im Ruhrgebiet. Von 1978, als die Eltern dem Neunzehnjährigen die erste Kamera schenkten, bis 1989, als er das Revier verließ, um für die Nachrichtenagentur Reuters als Fotograf und Fotoredakteur zu arbeiten. Nach Stationen in Bonn, Dresden, Hamburg und Berlin ging es ins Ausland mit

Jerusalem, Peking, Neu-Delhi und London, 2016 zog er nach Berlin. Im selben Jahr richtete ihm die Ping Pong Gallery in Bochum eine Einzelausstellung unter dem Titel „Die 80er im Ruhrgebiet“ aus. Bis dahin schlummerten die Ruhrgebietsaufnahmen viele Jahrzehnte vergessen in Umzugskartons. Jetzt wurde der Schatz zum Tage gehoben, und nun ist er wieder in Essen.

Seine ersten belichteten Filme hat er bei seinen Eltern im Badezimmer entwickelt und in der Dunkelkammer des Jugendzentrums an der Papestraße in Essen-Holsterhausen vergrößert. Einige dieser Aufnahmen seien immer noch seine Lieblingsfotos, wie das mit dem Jungen am Bahnhof, der als Indianer verkleidet ist (S. 18f.). „Oder die Jungs, die in den verlassenem Häusern der Altenhof-Siedlung (von Krupp) für ein Bild posieren (S. 65). Auf die Idee, diesen Abriss systematisch zu dokumentieren, kam ich damals noch gar nicht, aber vielleicht ist das Bild noch authentischer, weil ich so unbedarft war“, sagt Krause.

Anders als das Fotografenehepaar Bernd und Hilla Becher, das niedergehende Montanregionen nicht nur im Ruhrgebiet, sondern in aller Welt erfasste und in seinen „anonymen Skulpturen“ der Industriearchitektur gezielt sachlich und menschenleer in seinen Typologien dokumentierte, oder Holger Mühlenbeck, der die leerstehenden, auf die Abrissbirne wartenden Dörfer im rheinischen Braunkohlenrevier durchstreifte und die gesunde Natur oder morbide Eleganz vergessener, nicht mehr gebrauchter Objekte ästhetisch in den Fokus nahm, verfolgte Krause nicht zielgerichtet die Absicht, die Wohnhäuser, die niedergerissen werden sollten, bildlich für die Nachwelt zu erhalten. Dennoch stellen die Fotos heute wichtige Zeitzeugen dar.

Um seine Leidenschaft, die er noch nicht zum Beruf gemacht hatte, zu finanzieren, nahm er diverse Jobs an. 1979 arbeitete er als Anschläger in der Härterei bei Krupp, wohin er seine Kamera einschmuggelte. Sein Porträt des „Kruppianers vor der Schicht“ (S. 222f.) wurde 1981 in der Ausstellung „Wie lebt man im Ruhrgebiet“, die Ute Eskildsen, eine Schülerin und Assistentin von Otto Steinert an der Folkwangschule in Essen und Leiterin der fotografischen Abteilung des dortigen Museums Folkwang, ausrichtete, gezeigt und im Katalog abgedruckt. Es „ist das erste Foto, das von mir veröffentlicht wurde“, erinnert sich Krause. „Das war natürlich ein toller Erfolg.“

Daran knüpfte er an und porträtierte weiterhin Arbeiter. Ein Ätzer in der Druckerei Giradet posierte für ihn im Schutzanzug (S. 186f.). Mit dieser Serie wurde er an der Fachhochschule Dortmund vom Porträt- und Landschaftsfotografen Professor Pan Walther an-

genommen. Dieser war in der Nachkriegszeit neben Otto Steinert einer der bedeutendsten Fotokünstler Deutschlands. In der ersten Vorlesung wunderte Krause sich über 100 Studenten: „Was wollt ihr nur alle hier? Soviel Fotografen braucht doch keiner.“ Zum Studium hatte Krause ein gespaltenes Verhältnis. Dort wurde „mehr über Fotografie geredet als eigentlich produziert. So verzichtete ich nach dem Grundstudium auf Anwesenheit und setzte mir meine Themen selbst.“ Er gewöhnte sich an, seine Kamera immer dabei zu haben, und konnte so mit etwas Glück im Alltäglichen ungewöhnliche Situationen einfangen, wie 1982 den „Rollschuh fahrenden Opa“ im Revierpark Vonderort in Oberhausen-Ostfeld (S. 204f.).

Auf seiner Entdeckungsreise ohne Ziel habe er das Ruhrgebiet wie ein Fremder gesehen. Dieses Gefühl vermittelt das Buch bereits durch seine Aufmachung: Es sind weder Chronologie noch Gliederung nach Themen zu erkennen. Ein Abbildungsverzeichnis gibt es nicht. Die Schnappschüsse zeigen die industriell geprägte Region zwischen Ausgelassenheit und Tristesse. Sie erzählen von Frauen und Männern, Festen und Feiern, Jugend und Mode, Raufen und Saufen, Demos und Strukturwandel, Konsum und Stillstand. Es sind diese Kontraste, die den Bilderreigen so fesselnd machen und alle Facetten des Alltags an der Ruhr vor dem Betrachter kaleidoskopartig ausbreiten. Krause war mittendrin, einer von Ihnen, doch durch das Objektiv der Kamera immer auch distanzierter Beobachter. Im Mittelpunkt des Interesses stehen bei ihm die Menschen. Mit ihnen gelangen ihm auch äußerst private und sensible Szenen, die seine Empathie für das Ruhrgebiet spüren lassen.

Schnell wurde ihm klar, dass er mit Nebenjobs das Fotografieren nicht finanzieren konnte, dabei wollte er doch mit ihm Geld verdienen. Er begann, frei zu arbeiten, machte Illustrationsfotos und hoffte, dass Zeitungen und Magazine wie taz, Zeit, Spiegel und Stern etwas gegen Honorar veröffentlichten. Er bot Anzeigenblättern und Tageszeitungen Fotos von lokalen Ereignissen an, wie das Porträt von „Mister Pilswampe“ (S. 6), dem Gewinner des Sonderpreises der Wahl zum Mister Rütten-scheid (S. 7).

Er war bei unzähligen Demonstrationen dabei, die sich gegen den Strukturwandel im Ruhrgebiet stemmten, wie 1987 in Gelsenkirchen-Horst gegen die Schließung der Zeche Nordstern (S. 214) oder bei Hoesch in Dortmund, das sein Stahlwerk dichtmachen wollte (S. 215). Das Steigerlied im Kampf gegen Sozialabbau (S. 81), gegen die Kohlenkrise (S. 96). „Rettet den Pütt“ (S. 97) hatten sich die Demonstranten auf die Fahne geschrieben. Aber

auch gegen den Kanzlerkandidaten Franz-Josef Strauß bildeten die Bürger 1980 Sitzblockaden (S. 151).

Zur Fassade der damaligen RAG-Verwaltung in Essen-Rütten-scheid schreibt Texter Wilfried Bienek: „Mit Gucklöchern zum Blick auf den blauen Himmel an der Ruhr. Je mehr die Bedeutung von Kohle schwindet, desto näher rückt er“ (S. 39). Eine Aussicht in den Himmel ist jedoch meist von Gebäuden und anderen Hindernissen verstellt, wie von der Lärmschutzwand in Essen-Holsterhausen 1988 (S. 41). Anwohner haben sogar liebevoll Blumenkästen auf deren Betonsockel drapiert, um sich wenigstens ein Trugbild von Idylle vorzugaukeln. Dagegen leben die beiden Sonnenanbeter in ihrem Schrebergarten in Essen-Karnap (S. 122f.) 1984 wie im Paradies, auch wenn die Hochspannungsmasten, die durch das Grün lugen, nicht vergessen lassen, wo sie sich befinden. Nicht ohne Bedeutung ist dies eines der wenigen Farbfotos im Bildband. Auch das Ruhrgebiet hat seine bunten Seiten! Schließlich wurde Reinhard Krause „mit viel Glück ... Fotograf in der Pressestelle der Messe Essen. Das war Gebrauchsphotografie der untersten Kategorie, aber auch eine harte Schule und vielleicht die wichtigste, um zu erkennen, was es heißt, professionell zu fotografieren.“ Er bekennt, dass er nur wenige Aufträge hatte. „Einer war für eine Ausstellung im Rathaus Essen. Ein Porträt des Stadtteils Essen-Karnap. Das Titelbild dieser Ausstellung ist nun auch auf dem Titel des vorliegenden Buches.“ Dessen Impressum ruft auf: „Den jungen Mann in der Badehose auf der Titelseite konnten wir nicht identifizieren. Er möge sich, wenn er sich erkennt, beim Verlag melden.“

Der Fotograf resümiert: „Die Achtziger waren so eine ‚Zwischen-Zeit‘. Diese alten Ruhrgebiets-Klischees, dass Wäsche auf der Leine schwarz wird und alle mit einem Brikkett im Mund geboren werden, verschwanden, und das neue Ruhrgebietsprofil musste sich erst entwickeln. Es war eine Zeit der Orientierungslosigkeit, aber das war genau die Situation, in der viel Neues und Positives entstand. Das alte Gesicht war verloren und das neue noch nicht gefunden. Über Jahre haben die Werber des Ruhrgebiets versucht, unter dem Motto: ‚Guckt doch, bei uns ist es auch schön grün, und wir haben auch viele tolle Parks und Spielplätze‘ das Image des Ruhrgebiets aufzumöbeln. Immer wurde sich fürs Ruhrgebiet geschämt und dabei völlig übersehen, dass das Ruhrgebiet eine einmalige Kulturlandschaft war und ist. Dass eine Zeche jetzt Weltkulturerbe ist, sagt ja alles. Und zu sagen: ‚So ist das hier und so ist das auch gut so‘ oder eben ‚Woanders is auch Scheiße‘, ist synonym für dieses neue Selbstbewusstsein [...]

Ich habe damals in den achtziger Jahren das Ruhrgebiet als faszinierenden Kulturraum erlebt, den Strukturwandel und die vielen damit verbundenen Ungereimtheiten empfand ich eher als Chance denn als Hemmnis. Meine Fotos sind sehr subjektiv, aber sie sind keine Abrechnung, sondern eher eine Liebeserklärung.“

Und diese „Liebeserklärung“ als Bildband über die „Zwischen-Zeit“ einer mehr als 100-jährigen Ära, die 2018 ihr Ende findet, erscheint genau zur rechten Zeit.

Dr.-Ing. Eckart Pasche, Willich

**Paul Thomes/Peter M. Quadflieg (Hg.):
Unternehmer in der Region Aachen –
zwischen Maas und Rhein**

*Münster, Aschendorff Verlag 2015
(252 S., div. Abbildungen,
ISBN 978-3-402-13107-7), 38,00 €
(Rheinisch-Westfälische Wirtschafts-
Biographien, Bd. 19)*

Die Industrialisierung der Wirtschaftsregion Aachen begann früh. Der Wandel umfasste viele Produktionszweige und so zeichnet die Forschung vom Aachener Wirtschaftsraum verschiedene Bilder: Die Traditionen von Handwerk, Gewerbe und Handel, das Selbstverständnis als Grenzregion oder die Bedeutung verschiedener Bodenschätze für die frühe Entwicklung zum Industriestandort. Diese Charakterisierungen finden sich auch in dem vorliegenden Sammelband „Unternehmer in der Region Aachen – zwischen Maas und Rhein“ wieder. Anhand neun ausgewählter Persönlichkeiten des Unternehmertums der Aachener Region wird die Vielseitigkeit dieses Wirtschaftsraums über mehr als zwei Jahrhunderte vom Beginn der Industrialisierung bis zu ihrer Hochphase illustriert.

Ausgewählt wurden jene Personen, die einen wichtigen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung der Region in dieser wichtigen Umbruchphase geleistet haben. Vorgestellt werden acht Männer und eine Frau. Damit wird im 19. Band der „Rheinisch-Westfälischen Wirtschafts-Biographien“ mit Christine Englerth (1767-1838) zum ersten Mal eine Frau in der Reihe mit einem Porträt gewürdigt. In klassischen biografischen Porträts, die in einem ersten Schritt chronologisch den Lebensweg vorstellen und sich anschließend dem unternehmerischen Schaffen widmen, werden außerdem vorgestellt: die Tuchfabrikanten Johann Arnold von Clermont (1728-1795), Ignaz van Houtem (1764-1812) und Wilhelm Peters

(1814-1889), der Chemiker und Apotheker Johann Peter Joseph Monheim (1786-1855), der Wollhändler und Politiker David Hansemann (1790-1864), der Gründer der bekannten Nachrichtenagentur Paul Julius Reuter (1816-1899), der Großindustrielle Franz Wirtz (1859-1930) und der Erfinder und Unternehmer Otto Junker (1900-1981).

Wie bereits die anderen Bände der Reihe gibt auch dieser Band einerseits einen ausführlichen Einblick in die Leben der vorgestellten Persönlichkeiten, andererseits bekommen die Leser und Leserinnen einen guten Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Region. Während sich die meisten aktuelleren Wirtschaftsgeschichten zur Aachener Region mit der Geschichte einer Branche oder eines Unternehmens beschäftigen, liegt der Mehrwert dieses Buches in der Zusammenführung von Geschichten aus unterschiedlichsten Bereichen. Auch sind es keine reinen Unternehmensgeschichten, die über Biografien vermittelt werden, sondern gleichzeitig Geschichten eines gesellschaftlichen Wandlungsprozesses. Beispielsweise wird die Bedeutung des wirtschaftsliberalen Bürgertums für den industriellen Wandel der Aachener Region und ihrer Gewerbe in mehreren Biografien hervorgehoben.

In der Einleitung formulieren die Herausgeber Paul Thomes und Peter M. Quadflieg den Anspruch, die Menschen mit „einer guten Portion analytisch-kritischer Distanz“ zu betrachten. Leider gelingt dies nicht allen Texten: Mag die positive Einschätzung und Bewertung der Personen und ihrer Leistungen bereits im Konzept dieser biografischen Sammlung angelegt sein, so erstaunt es doch, wie verklärt einige Personen, ihre unternehmerischen Leistungen und Leben in den Beiträgen dargestellt werden. Unternehmerische Fehlentscheidungen, persönliche Schwächen oder der Niedergang des Unternehmens werden teilweise zwar erwähnt, doch stehen zweifelsohne die Erfolgsgeschichten im Vordergrund. Auch fehlen kritische Bewertungen zum industriellen Wandel, was auch dadurch verstärkt wird, dass zeitgeschichtliche Entwicklungen wie etwa der Strukturwandel des ausgehenden 20. Jahrhunderts nicht näher thematisiert werden. Wenn dieser Band auch kein kritisches Bild über die Industrialisierung und ihre führenden Personen gibt, so liefert er viele gut lesbare Porträts. Die Sekundärliteratur, aus der die Autoren und Autorinnen ihre Informationen beziehen, gibt außerdem einen guten Einblick in den Forschungsstand zum Aachener Wirtschaftsraum. Leider sind die Literaturangaben nur in den Fußnoten aufgeführt. Ein gemeinsames Literaturverzeichnis wäre für künftige Arbeiten zur regionalen Wirtschafts-

geschichte Aachens sehr wünschenswert gewesen. Hilfreich und gut für die Orientierung sind die angehängten Indizes der erwähnten Personen und Orte. Insgesamt würdigt diese Ausgabe der Rheinisch-Westfälischen Wirtschafts-Biographien eine Region, die als vielseitige Wirtschaftsregion die frühe Industrialisierung prägte.

Dr. des. Nora Thorade, Berlin

**Michael Poppe:
Integration von Infrastrukturen in Europa
im historischen Vergleich,
Bd. 5: Öl- und Treibstoffpipelines**

*Baden-Baden, Nomos Verlagsgesellschaft
2015 (367 S.,
ISBN: 978-3-8487-2738-4), 74,00 €
(Schriftenreihe des Instituts für
Europäische Regionalforschungen, Bd. 24)*

Seit Mitte der 1950er Jahre veränderte der rasant anwachsende Anteil des Mineralöls am ebenfalls stetig wachsenden Primärenergieverbrauch der Bundesrepublik die Struktur der Energiewirtschaft nachhaltig. Ausschlaggebend waren vor allem die elementaren Vorteile des flüssigen Energieträgers Mineralöl gegenüber der festen Kohle bei Gewinnung, Transport und Verarbeitung sowie als Grundstoff der chemischen Industrie. Innerhalb von zwei Jahrzehnten verdrängte das Mineralöl die Kohle mit Ausnahme der Elektrizitätserzeugung aus allen Anwendungsbereichen, bildete die Kraftstoffgrundlage der Massentorisierung, die Basis der Kunststoffherzeugung und wurde zu einem zentralen Faktor im privaten und industriellen Wärmesektor. Mit diesem Wandel verband sich der Aufbau einer umfangreichen Verarbeitungs-, Transport- und Distributionsinfrastruktur zwischen der neuen Hauptförderregion im Nahen Osten und den europäischen Verbrauchern.

In Deutschland wurde 1958 als zugleich erste europäische Mineralölpipeline die Nord-West-Oelleitung zwischen Wilhelmshaven und dem ersten westdeutschen Raffineriezentrum im Rhein-Ruhrgebiet in Betrieb genommen. Im Verlauf der 1960er Jahre folgten vier transnationale Pipelines zur Versorgung der beiden in dieser Zeit neu entstandenen Zentren rheinaufwärts und in Bayern. Auch in anderen westeuropäischen Staaten zeigten sich ähnliche Entwicklungen, sodass ein internationales Versorgungsnetz entstand. Weder die Raffinerien noch die Leitungsnetze waren bis

vor kurzem Thema dezidierter wissenschaftlich-historischer Arbeiten, sondern wurden insbesondere in zeitgenössischer wirtschafts- und rechtswissenschaftlicher Perspektive untersucht. In den letzten Jahren ist jedoch ein verstärktes Interesse der Geschichtswissenschaft erkennbar, sodass nahezu parallel zwei Dissertationen, mit jedoch unterschiedlichen Schwerpunkten und Fragestellungen entstanden (Vgl. dazu die Besprechung der 2012 abgeschlossenen und 2014 erschienenen Arbeit von Miriam A. Bader-Gassner: „Pipelineboom. Internationale Ölkonzerne im westdeutschen Wirtschaftswunder“, in: DER ANSCHNITT 69 (2017), S. 289-290).

Die hier besprochene Arbeit von Michael Poppe ist daher nicht, wie in der Einleitung und auf dem Einbandtext behauptet, der erstmalige Versuch, die „Entwicklung der mitteleuropäischen Pipelinenetze anhand archivalischer Quellen aufzuarbeiten“. Welche Motive hinter dieser Ankündigung stehen, ist unklar, zumal Poppe Bader-Gassners Dissertation einleitend zwar kurz erwähnt, die Autorin aber weder namentlich nennt noch den Titel ihrer Arbeit angibt (25). Ebenso scheinen Bader-Gassners Erkenntnisse keinen Eingang in Poppes Untersuchung gefunden zu haben. Dies ist seltsam, sollten doch solche Protagonistendeckungen nicht den wissenschaftlichen Diskurs behindern.

Poppe befasst sich mit der „Integration von ziviler und militärischer Infrastruktur in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg“ am Beispiel von „Öl- und Treibstoffpipelines“, so auch der Titel seiner 2015 von der philosophischen Fakultät der Universität Siegen angenommenen Dissertation. Ziel ist eine Gegenüberstellung diverser privatwirtschaftlich gebauter Leitungen mit der Pipelineinfrastruktur der NATO. Als Referenzraum dient dem ehemaligen Bundeswehroffizier Poppe der vom Militärbündnis unter der Bezeichnung „Zentraleuropa“ zusammengefasste westliche Teil Kontinentaleuropas mit Deutschland, den BENELUX-Staaten und Frankreich. Diese Festlegung erscheint aus zwei Gründen diskutabel: Erstens wird Italien als bedeutender Faktor des europäischen Ölversorgungssystems mit starken Impulsen für die zivile deutsche Versorgungssituation nicht berücksichtigt. Mit der Nord-West-Oelleitung (NWO) zwischen Wilhelmshaven und dem Rhein-Ruhr-Gebiet (überrigens fälschlich als „Ölleitung“ tituliert), der Rotterdam Rhein Pipeline (RRP) und der Süd-europäischen Pipeline (SEPL) zwischen Mar-

seille und dem Rhein-Neckar-Raum dienen eine innerdeutsche und zwei grenzüberschreitende Ölleitungen als Untersuchungsgegenstand des zivilen Sektors, jedoch keine Produktpipeline. Zweitens beschränken sich die Ausführungen zum NATO-Bereich eben auf das Central Europe Pipeline System (CEPS) in den genannten Ländern, während das North European Pipeline System (NEPS), das seit den 1960er Jahren neben Dänemark auch Teile Deutschlands umfasst, ebenso wenig erwähnt wird wie die anderen NATO-Pipelinesysteme in Europa. Hier wäre ein Überblick zur Gesamtstruktur dieses geschichtswissenschaftlich unerschlossenen Feldes zuträglich gewesen. Insbesondere aber handelt es sich bei den NATO-Leitungen um Produktpipelines und nicht um Mineralölpipelines.

Vor diesem Hintergrund ist die Vergleichbarkeit der Leitungen bzw. Leitungsnetze aus mehreren Gründen von vornherein nicht gegeben. Wenig verwunderlich ist daher auch das entsprechende Ergebnis des vierten, abschließenden Kapitels, das sich diesem Ziel widmet und mit knapp zehn Seiten äußerst knapp ausfällt. Ähnliches gilt für die abschließende „Zusammenfassung“ von gerade drei Seiten, die immerhin die Ergebnisse der beiden, jeweils rund 150 Seiten umfassenden Hauptkapitel zum zivilen und militärischen Sektor resümieren soll. Diese Kürze ist auch der weitgehend fehlenden Fragestellung der Arbeit geschuldet, die sich auf acht Zeilen in der Einleitung und die Formulierung des Warum und Wie reduziert. Eine weiterführende Entwicklung der Fragestellung fehlt ebenso wie eine grundlegende Vorstellung des Untersuchungsgegenstandes, dem gerade zwei Seiten vorbehalten sind. In ähnlicher Kürze und Kleinteiligkeit dekliniert die Einleitung in neun Abschnitten auf 14 Seiten dagegen zunächst dessen Eingrenzung durch, um dann den Forschungsstand und die Quellenlage zu streifen. In diesem Kontext sei nur am Rande vermerkt, dass sowohl die breite zeitgenössische Literatur zum Thema Mineralölwirtschaft als auch sämtliche Fachzeitschriften mit Ausnahme einer Handvoll Artikel nicht berücksichtigt wurde, was sich auch in dem mageren Literaturverzeichnis von gerade zehn Seiten ausdrückt. Hier nehmen Publikationen der NATO sowie militärhistorische Literatur einen bedeutenden Raum ein, während allgemeine zeit- wirtschafts- und technikhistorische Titel die absolute Ausnahme bilden. Erstaunlich erscheint dabei die Berücksich-

tigung von Werken Christian Zentners und Janusz Piekalkiewicz sowie die Nichtberücksichtigung von Literatur aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum und den untersuchten westeuropäischen Staaten. Schließlich reduzieren sich die methodischen Überlegungen auf eine halbseitige Anmerkung zum Thema „historischer Vergleich“, während theoretische oder sonstige konzeptionelle Aspekte völlig ausgeblendet werden.

Nach gleichem Muster folgt in 13 Unterkapiteln auf 15 Seiten ein Abriss zur Geschichte und technischen Entwicklung von zivilen Pipelines sowie deren Bau- und Betriebsstandards als Einleitung des entsprechenden ersten Hauptabschnitts. Dieser diskutiert zunächst „Versuche der Einflussnahme durch die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und die Europäische Verkehrsministerkonferenz“ mit dem wenig überraschenden, weil durch die energiewirtschaftliche wie energiehistorische Literatur längst bekannten Ergebnis, dass solche unbedeutend und erfolglos waren. Hier hätten eher nationalstaatliche Aspekte der Verkehrs- und Transportpolitik in den Vordergrund der Untersuchung gestellt werden sollen. Die sich anschließende Beschreibung der drei zivilen Beispielpipelines erörtert die Gründung der Betreibergesellschaften, den Leitungsbau und die Berücksichtigung bzw. Entwicklung technischer Standards sowie Aspekte der Grundstücksenteignung. Die Stärke der Arbeit liegt eindeutig im zweiten großen Hauptabschnitt, da die militärische Versorgungsinfrastruktur des CEPS bislang ein völliges Desiderat darstellte und hier erstmalig auf Grundlage des Brüsseler NATO-Archivs erörtert wird. Im Mittelpunkt des Interesses stehen zunächst der Entstehungskontext und die Entwicklung des Netzes sowie in Analogie zum zivilen Sektor Aspekte der Finanzierung, Enteignung und Standardisierung. Weitere Unterabschnitte diskutieren die Entwicklung in den einzelnen Staaten mit einem gewissen Schwerpunkt auf der zivilen Nutzung.

In der Gesamtbetrachtung hinterlässt die Arbeit einen disparaten Eindruck, zumal sie neben den genannten Schwächen auch das thematische Versprechen des Titels nicht wirklich einlöst. Dies ist in den anderen bislang erschienenen Bänden der Reihe zur Integration europäischer Infrastrukturen mit den Themen Telekommunikation, Post, Bahn, und zuletzt Binnenschifffahrt erheblich besser gelungen.

Dr. Dietmar Bleidick, Bochum

DER ANSCHNITT

Herausgeber:

Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

Vorsitzender des VfKK-Vorstands:

Dr. Heinz-Werner Voß

Vorsitzender des VfKK-Beirats:

Bergassessor Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. E.h. Achim Middelschulte

VfKK-Geschäftsführer:

Museumsdirektor Prof. Dr. rer. nat. Stefan Brüggerhoff

Schriftleitung:

Dr. Dietmar Bleidick

Editorial Board:

Prof. Dr. Stefan Brüggerhoff, Dr. Lars Bluma, Wiebke Büsch
Dr. Michael Farrenkopf, Prof. Dr. Rainer Slotta, Prof. Dr. Thomas Stöllner

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Jana Geršlová, Ostrava; Prof. Dr. Karl-Heinz Ludwig, Bremen;
Prof. Dr. Thilo Rehren, London; Prof. Dr. Wolfhard Weber, Bochum

ISSN 0003-5238

Anschrift der Geschäftsführung und der Schriftleitung:

Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Am Bergbaumuseum 28 - 44791 Bochum

Kontakt:

Geschäftsführung (02 34) 58 77-112
stefan.brueggerhoff@bergbaumuseum.de

Geschäftsstelle (02 34) 58 77-113
sabine.birnfeld@bergbaumuseum.de

Schriftleitung (02 34) 968-4103
dietmar.bleidick@bergbaumuseum.de

Einzelheft 9,- €, Doppelheft 18,- €; Jahresabonnement (6 Hefte) 54,- €
kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung (Jahres-Mitgliedsbeitrag 50,- €)

Layout: Rolf Krause

Gesamtherstellung und Versand:
Bonifatius GmbH Druck – Buch – Verlag, Paderborn